

Rezension: McRobbie, Angela: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des liberalen Geschlechterregimes

Boner, Florian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Boner, F. (2012). Rezension: McRobbie, Angela: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des liberalen Geschlechterregimes. [Rezension des Buches *Top Girls: Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*, von A. McRobbie]. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 5(1), 81-86. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-391167>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>



© Astrid Saeverhagen/flickr

Rezension zu

Top Girls.

Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes
von Angela McRobbie.

Erschienen 2010 bei VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden,
240 Seiten, EUR 24,95.

von Florian Boner

Wieso Postfeminismus?

McRobbie konstatiert nach den Erfolgen der Frauenbewegungen der 1970er und 1990er Jahre einen neuen Antifeminismus, den sogenannten „Backlash“. Der aktuelle gesellschaftliche Diskurs versteht die Elemente des Feminismus bzw. seiner Theorie entweder mit den Labels Freiheit, Selbstbestimmtheit und Kulturmerkmal oder besetzt sie mit negativen Attributen, die den gegenwärtigen Schönheits-, Hygiene- und Rollenidealen/-vorstellungen widersprechen, wie zum Beispiel „lustfeindlich“ (McRobbie 2010: 14) oder „gräßlich“ (McRobbie 2010: 18).

Erfolg?

Angela McRobbies Studie „Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes“ stellt eine aktuelle Bestandsaufnahme postmoderner Ausprägungen des Feminismus und deren Rezeption im popkulturellen Diskurs sowie in der alltäglichen Lebenspraxis dar. Dabei diagnostiziert sie Bezug nehmend auf Theorien von Michel Foucault (Körper, Macht), Judith Butler (sex/gender) und Pierre Bourdieu (symbolische Gewalt/Kapital) eine neue Antipathie gegen feministische Positionen und ruft die Ära des Postfeminismus aus.

McRobbie stellt die ebenso eindeutige wie einseitige Darstellung moderner Errungenschaften als Erfolg der Frauenbewegung in Frage. Auch wenn sich im historischen Vergleich zu vormodernen Gesellschaftsformen eine deutliche Steigerung der quantitativen und qualitativen Partizipation von Frauen auf nahezu allen Ebenen gesellschaftlicher Institutionen feststellen lässt, fordert McRobbie eine differenzierte Analyse dieses Phänomens. Neben der Frage, ob Frauen überhaupt sichtbar sind und partizipieren dürfen, setzt sich McRobbie mit der Form dieser Partizipation auseinander. Die Erwartungen an und Bedingungen für Frauen, um im gesellschaftlichen Sinne als „erfolgreiche“ Teilnehmerinnen am Arbeitsmarkt, am kultu-

rellen Leben als auch am politischen Diskurs zu gelten, sind nicht automatisch das Ergebnis von Selbstermächtigung und Freiheit. Vielmehr bildeten diese Bedingungen die Grundlage für eine eigenverantwortliche Lebensführung und das Individuum war in seinen Ressourcen allein auf die vornehmlich ökonomische Verwertbarkeit reduziert. McRobbie vergleicht die hier verwendeten Schemata mit der diskursiv-polarisierenden Einteilung von Ausländern in „gute“, u.a. weil als Fachkräfte benötigte, und „schlechte“, mit weniger Humankapital ausgestattete, Individuen.

Wie wurde Feminismus gleichzeitig „erfolgreich“ und „abgewickelt“?

McRobbie sieht in der Teilnahme an sexualisierter Konsumkultur bzw. kommerzialisierter Sexualität die vermeintlich reflexive Aufgabe feministischer Positionen. Dabei werde eine unkritische Beteiligung forciert, indem der Feminismus, insbesondere in seinen Erfolgen (Motiv der Selbstbestimmtheit) und seiner Kritik (bewusste Verwendung kritisierte Darstellungsformen) nur oberflächlich erscheint und im selben Moment präreflexiv mit Verweis auf Freiheit und Eigenverantwortung wieder beiseite geschoben wird „Das Ziel (...) ist ein neues Regime sexueller Bedeutungen, das sich auf weibliche Zustimmung, Gleichheit, Teilhabe und Lusterfüllung stützt, dabei aber unpolitisch ist“ (McRobbie 2010: 40). Damit plä-

diert die Autorin für einen Kompromiss, der die Spielregeln verändert, statt geschlechtliche Hierarchien neu zu definieren.

Im selben Tenor dienen beruflich etablierte Frauen als Beispiel für den Erfolg eines anachronistischen Feminismus. Galt beruflicher Erfolg bis zum Third-wave Feminismus als sexuelle Befreiung, wird er jetzt als karriereorientierte Ermächtigung des eigenen Lebens gedeutet, die im Erfüllen der kulturell vorgesehenen Kriterien für Erfolg besteht.

Grundlegend ist dabei die Unterordnung unter eine markt- und leistungsorientierte Logik, die von ihren Erfinder_innen und Vertreter_innen möglicherweise geschlechtsneutral gesehen und als rein leistungsorientiert und somit (leistungs-)gerecht proklamiert wird. Mit diesen Argumenten werden aktuell Forderungen nach einer Frauenquote in Führungspositionen der Wirtschaft zurückgewiesen, was latent wirkende Mechanismen von Ausgrenzung reproduziert. So lassen sich empirische Quoten wie z.B. 3% Frauenanteil in Vorständen von Großunternehmen und 10% in Aufsichtsräten nicht leistungsgerecht erklären (vgl. Holst/Wierner 2010: 3).

McRobbie betont mehrfach den Regulierungscharakter dieses veränderten Frauenbilds, z.B. anhand des populären Kinofilms „Bridget Jones's Diary“ (2001): Das Hadern der Protagonistin mit den Problemen einer jungen erfolgreichen

Frau offenbart klare (und stabile) Rollenerwartungen an ihr Geschlecht. Traditionell sind Heirat und Kinder als biografische Orientierungspunkte vorgesehen, die das Hauptmotiv der Suche nach dem ‚richtigen‘ Mann steuern. An diesem Beispiel kritisiert sie zum wiederholten Mal die unpolitische und unkritische Teilhabe an dieser postfeministischen Konsumkultur (vgl. McRobbie 2010: 42ff.). Alternativ zeigt sie auf, „was für junge Frauen als ein lebbares Leben gelten kann, ohne dass dafür ein neuer Feminismus erfunden werden müsste“ (McRobbie 2010: 45).

Einen weiteren wichtigen Aspekt der verzerrten Darstellung des Feminismus stellt, neben der fehlenden Relevanz und Reduzierung auf militantes ‚Emanzipentum‘, die Tilgung der engen Verknüpfung von Feminismus und antirassistischen wie homosexuellen Bewegungen. Damit ist der Umstand gemeint, dass es sich bei Feminismus um den Kampf für Freiheitsrechte und nicht entweder um längst erreichte Forderungen oder aber geschlechtsbezogene Hegemoniebestrebungen handelt. In diesem Zusammenhang beschreibt McRobbie außerdem, wie die unreflektierten Verhaltensweisen, die als ‚normal‘ gelten, nicht nur intrakulturell und damit latent wirken, sondern auch transnational und interkulturell als wertend. Westliche Freiheit wird gleichgesetzt mit Freizügigkeit und konträre Verhaltensformen werden als minder-

wertig und als per se unfrei diffamiert. Dieser postkoloniale Kulturchauvinismus gepaart mit dem Dogma der Eigenverantwortung erzeugt in McRobbies Darstellung die Assoziation, sein Gegenentwurf sei gleichermaßen die Opferrolle, außerdem selbst verschuldet. Die oberflächliche Verwendung feministischer Begriffe wie Befreiung, Ermächtigung, den „Ausgang aus einer selbst verschuldeten Unmündigkeit“ (Kant 1784) durch Eigenverantwortung, spricht dieser Mündigkeit allerdings Hohn, da mögliche latent wirkende Korrektiva und Regulativa auf Einstellung und Verhalten der ‚Karrierefrau‘ negiert werden.

Soziologische Kritik

McRobbie kritisiert die Individualisierungstheorien Anthony Giddens, Ulrich Becks und Elisabeth Beck-Gernsheims (vgl. McRobbie 2010: 76). In diesen werden zwar treffend die empirischen Lebenssituationen von Männern wie Frauen beschrieben, die in einer „zweiten Moderne“ (Beck 1996) als Autoren ihrer eigenen Biografie fungieren und in der Lage sein müssen, ihre Lebensführung individuell zu begründen. Allerdings merkt McRobbie an, dass gerade in einer solch individualisierten Lage den „regulativen Dimensionen populärkultureller Diskurse über persönliche Wahlfreiheit“ (McRobbie 2010: 42) besondere Bedeutung zukommt, vor allem hinsichtlich der doppelten Diskriminie-

rung von Migrant_innen, insbesondere Frauen asiatischer oder afrikanischer Herkunft. Diese Aspekte werden in diesen Theorien laut McRobbie nicht bzw. nicht ausreichend verhandelt. Vielmehr werde Wahlfreiheit (als logische Folge einer Aszendenztheorie von Modernisierung?) als positiv zu wertender Erfolg der reflexiven Modernisierung dargestellt. Erstens lasse diese Wahlfreiheit das Ergebnis feministischer Kampagnen außer Acht, zweitens werde sie eindimensional positiv dargestellt, ohne die erwähnten Machtstrukturen zu berücksichtigen, die die individuelle Wahl einschränken. (Vgl. McRobbie 2010: 42) McRobbie weist außerdem daraufhin, dass unter den bestehenden patriarchalischen Ordnungssystemen Frauen in Bezug auf Arbeitszeiten, Lohndumping, sowie Schwangerschaft und Kinder als biografische Makel in einer reflexiven Moderne genauso wie zuvor zu den Verlierern des neoliberalen Leistungssystems werden können. Sie folgert weiter, dass dieser Teil der soziologischen Theorie durch seine nicht notwendigerweise intentionale Verharmlosung und Vernachlässigung geschlechtlicher Aspekte und feministischer Theorien in Vergangenheit und Gegenwart geeignet ist, neoliberalen und patriarchalischen Logiken Vorschub zu leisten sowie ihre „Bedrohung“ durch einen „neuen Feminismus“ (McRobbie 2010: 80) in Praxis und Theorie zu verhindern, indem dieser von vornherein für unnötig und über-

holt erklärt wird.

Des Weiteren untersucht McRobbie im fünften Kapitel die beschriebenen Effekte durch empirische Analyse sogenannter „Makeover“-Sendungen anhand der Theorien von Pierre Bourdieu und Judith Butler: Die neoliberale Gesellschaft als Feld von Normalisierungspraxen mit dem Ziel Anpassung an bestimmte habituelle Merkmale herbeizuführen und diese als Ideal zu fixieren. In den genannten Serien werden vermeintlich mangelbehaftete Frauen auf äußerliche Merkmale wie Jugendlichkeit und Schönheit abgeklopft, um ihnen nach einem ‚Makeover‘, d.h. einer Verschönerung bzw. grundlegenden Veränderung ihres Erscheinungsbildes das Erreichen ihrer (normativ gesetzten) persönlichen und beruflichen Ziele (Attraktivität auf das andere Geschlecht und Prosperität) zu erleichtern. Gleichzeitig wird über die Unmöglichkeit einer schnellen Habitusveränderung die Stabilität von Klassengrenzen demonstriert, eine Scheinmobilität vorgetäuscht. Von dem klar auf Äußerlichkeit reduzierenden Frauenbild abgesehen, führt McRobbie vor Augen, wie afroamerikanische und asiatische Frauen (so sie überhaupt vorkommen) in den Sendungen auf gänzlich andere Art und Weise angesprochen werden: nämlich weniger demütigend als Angehörige einer unteren Klasse, sondern dass politisch korrekt die Zuordnung zur Unterscheidung „Ethnie“ allzu scharfe Angriffe verhindert. Das

Kapitel veranschaulicht einerseits in vielfältiger Art und Weise die Vernetzung von Geschlecht und Herkunft, andererseits liefert es eine vergleichende Analyse der Theoriegebäude Butlers und Bourdieus.

McRobbies Fazit geht noch einmal auf den soziologischen Wissenschaftsbetrieb ein. Insbesondere bei jungen Studierenden stellt sie Beeinflussungen durch den antifeministischen „Backlash“ fest, sieht aber gleichzeitig auch die Chance für eine Beibehaltung und Weiterentwicklung feministischer Theorien: Als Möglichkeit, sich nicht auf eine vermeintliche Chancengleichheit und Eigenverantwortung des Einzelnen zurück zu ziehen, sondern weiterhin sowohl wissenschaftliche wie populärkulturelle Diskurse kritisch auf Abgrenzung und Reproduktion von Ungleichheit zu analysieren.

Persönlich hätte ich mir von „Top Girls“ als soziologischem Buch (das es ja laut McRobbies Anspruch ist) im Falle Becks/Giddens mehr Kritik bzw. Auseinandersetzung gewünscht. Auch wenn McRobbies Aussage klar und belegt ersichtlich war, könnte sie sicher noch differenzierter aufgearbeitet werden, wie das Kapitel zu Bourdieu und Butler bzw. ihr Vergleich verdeutlicht.

Lesenswert ist das Buch somit für jede an Gender Studies interessierte Person, weniger für Queer Studies, auch wenn

Homosexualität als queere Lebensform an einigen Stellen anklingt. Des Weiteren ist es für Personen zu empfehlen, die Ansätze suchen, bestehende soziologische Theorien und Erklärungsversuche um die Variable Geschlecht zu erweitern, und nicht zuletzt für interessierte Laien, welche Wirkungsweise und „Macht der Geschlechternormen“ (Butler 2009) in der modernen Gesellschaft kennenlernen wollen.

Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Ders./ Giddens, Anthony/ Lash, Scott (Hrsg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Faludi, Susan (1992): Backlash. The Undeclared War Against American Women. New York: AnchorBooks.

Holst, Elke/Wiemer, Anita (2010): Zur Unterrepräsentanz von Frauen in Spitzengremien der Wirtschaft. Ursachen und Handlungsansätze. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.

Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, Bd. 4, Stück 12, S. 481-494.

McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Zum Autor

Florian Boner, 25, studiert im 9. FS Soziologie (Diplom), Nebenfächer sind Statistik und klassische Sozialpsychologie. Zuseinen wissenschaftlichen Interessengebieten gehören: Systemtheorie, genderstudies/queertheory, Poststrukturalismus.